

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt**

10 (5.3.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten



# Unterhaltungsblatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 10.

Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 5. März

1858.

Cäcilie.

(Fortsetzung.)

7.

Wie man wohl begreifen wird, war die Marquise ihrer Tochter für alle die inneren Anordnungen ihres Hauses vollkommen nutzlos gewesen; sie war demnach während dieser ganzen Zeit bei der Herzogin von Lorges geblieben, welche dagegen Madame Duval gebeten hatte, der Einrichtung ihrer Freundin alle ihre Sorgfalt zu widmen.

Madame Duval war, wie wir bemerkt, eine Engländerin von bürgerlichem Herkommen, aber von einer ausgezeichneten Erziehung, da sie, Dank dieser Erziehung, sich dem Lehramte hatte widmen können. Außer der Theilnahme, welche ein gemeinschaftliches Unglück der Baronin für sie einflößte, vereinigte sich damit noch die Dankbarkeit für tausend erwiesene kleine Dienste; daraus ging hervor, daß während der fünf bis sechs Tage, welche die beiden Frauen in der Beschäftigung bei der Aufsicht in der Einrichtung des Landhauses mit einander zubrachten, zwischen ihnen eine gewisse Freundschaft entstand, in welcher übrigens Madame Duval immer mit einem vollkommenen Tacte den Unterschied beobachtete, welchen die gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen sie und die Baronin gestellt hatten.

Die von Allen dem noch nichts kennenden Kinder wälzten sich bald auf dem Rasenplaz oder auf dem Teppich des Salons, bald liefen sie einander nach, oder sich bei der Hand haltend in der runden Allee des kleinen Gartens herum.

Nach Verlauf von acht Tagen war Alles bereit. Madame Duval übernahm es, für die Baronin eine Frau zu finden, die zu gleicher Zeit ein wenig die Küche und das Hauswesen besorgen könnte, und lehrte nach London zurück.

Den beiden Kindern machte es großes Herzeleid sich zu trennen. Am folgenden Tage langte die Frau Herzogin von Lorges an, indem sie in ihrem Wagen die Marquise von La Roche Verlaud und eine französische Kammerjungfer mitbrachte, welche diese für die Bedienung ihrer Person angenommen hatte.

Die Baronin sah mit Besorgniß diesen Zuwachs von Dienerschaft, auf welchen sie nicht gerechnet hatte: aber sie kannte die aristokratischen Gewohnheiten ihrer Mutter, und da diese das Bedürfnis, bedient zu werden hatte, so dachte sie, daß es grausam seyn würde, der Marquise, welche ihrer Lage bereits so viele Opfer gebracht hatte, diesen Luxus vorzuenthalten.

Gewiß hing diese Lage durchaus nicht von dem Willen der Baronin ab. Frau von Marilly war, wie ihre Mutter, an alle Bequemlichkeiten eines vornehmen und eleganten Lebens gewöhnt, und sie empfand dem zu Folge, wie ihre Mutter, all den Kummer über die Dürftigkeit, in welcher sie im Vergleich mit ihrem früheren Reichtume zu leben im Begriffe stand; aber es giebt aufopfernde Charaktere, die immer sich selbst vergessen, um nur an Andere zu denken. Frau von Marilly gehörte zu diesen von dem Schmerze bevorrechtigten Charakteren, und ihr einziges Dichten und Trachten war ihrer Mutter gewidmet.

Was die kleine Cäcilie anbelangt, so kannte sie noch nichts von den Dingen dieser Welt: Schmerz und Glück waren für sie eitle Worte, die sie wie ein Echo ansprach, ohne das Bewußtseyn ihres Werthes zu haben, und ohne noch einen Unterschied

in der Betonung zu machen, mit welcher sie dieselben aussprach.

Sie war übrigens ein liebenswürdiges kleines Mädchen von drei und einem halben Jahre, schön und sanft wie die Engel, mit allen den reizenden Instincten der weiblichen Natur; den guten Eindrücken zulächelnd, wie eine Frühlingsblume der Sonne zulächelt; eine glückliche Natur, die nur die Befruchtung der mütterlichen Liebe erwartet, um alle Tugenden in sich zu vereinigen.

Die Baronin, welche diese glücklichen Anlagen gewürdigt hatte, beehft sich demnach auch die Sorge, diese zu entwickeln, für sich allein vor.

Diese Sorge wurde ihr übrigens von der Marquise ohne Schwierigkeit überlassen. Gewiß liebte auch sie ihre Enkelin, für wenig geübte Augen hatte sie sogar auf den ersten Blick hin das Ansehen, sie mehr zu lieben, als ihre Mutter dieselbe liebte. Sie rief dieselbe von einem Ende der Wohnung bis zu dem anderen, sie ließ sie sich in den Garten bringen, um sie mit Leidenschaft zu umarmen; aber nach Verlauf von zehn Minuten, daß sie bei ihr war, genirte sie das Kind, und sie schickte es seiner Mutter zurück.

Uebrigens entstand von dem ersten Tage an zwischen der Baronin und ihrer Mutter ein heftiger Streit über die Art der Cäcilien zu gebenden Erziehung. Die Marquise wollte eine glänzende und in Allem des Ranges würdige Erziehung, welchen ihre Enkelin in der Welt einzunehmen berufen seyn würde, sobald der König, an seinen Feinden gerächt, und wieder auf seinen Thron eingesetzt, der Baronin das verlorene Vermögen zurückgegeben, indem er dasselbe noch durch die Interessen der Dankbarkeit vergrößert hätte. Es waren demnach Sprachlehrer, Lehrer im Zeichnen und Tanzen, die man nach ihrer Meinung Cäcilien geben mußte.

Die Baronin ihrerseits wick über diesen Punkt gänzlich von der Meinung der Marquise ab: als Frau von gesundem Verstande, faßte sie die Sachen von ihrer rechten Seite auf. Der König und die Königin waren Gefangene im Tempel; sie und ihre Mutter waren verbannt; die Zukunft schien ihr demnach sehr ungewiß, und mehr mit finsternen Wolken, als mit goldigem Schimmer beladen; für diese ungewisse Zukunft nun war es, daß man nach ihrer Meinung Cäcilien erziehen mußte. Eine Erziehung, die aus ihr eine einfache Frau, ohne Bedürfnisse und mit Wenigem glücklich, machen würde, war also die Erziehung, welche ihr für den Augenblick die angemessenste schien; wenn die Zeiten sich änderten und besser würden, so stände es ihr dann immer noch frei, über den vortrefflichen Grund, den sie gewoben hätte, die Stiderei einer glänzenden Erziehung zu verbreiten.

Dann war, um ihrer Tochter Lehrer im Tanzen, Zeichnen und in Sprachen zu geben, das Vermögen nöthig, das man gehabt hatte, und nicht das, welches man jetzt besaß. Wenn sie dagegen diese Erziehung selbst übernahm, so konnte die Baronin Cäcilien die ersten Begriffe von allen einem jungen Mädchen nöthigen Künsten und Wissenschaften geben, und außerdem dadurch, daß sie dieselbe ganz mit ihrer mütterlichen Aufsicht umgab, die vortrefflichen Anlagen entwickeln, welche die Natur in dieses junge Herz gelegt hatte, indem sie dabei die bösen Grundsätze beseitigte, die ein fremder Einfluß ihrem Geiste einimpfen konnte.

Die Marquise, welche außerdem nicht gern stritt, gab dem-



nach bald den Gründen der Baronin nach, und Frau von Marilly befand sich unter der schweigenden Zustimmung ihrer Mutter mit Cäcilien's Erziehung beauftragt.

Sie machte sich sogleich ans Werk. Große und fromme Seelen finden in der Erfüllung ihrer Pflicht eine Linderung ihrer Schmerzen. Der Schmerz der Baronin war tief, aber die Pflicht, die sie sich auferlegt hatt, war sehr süß.

Die Verwendung der Zeit war von der Baronin geordnet: sie war überzeugt, daß ein Kind spielend die ersten Elemente desjenigen lernen kann, was die Frau eines Tages wissen muß. Sie bot Cäcilien die Arbeit unter dem Scheine eines Vergnügens, und das Kind ließ sich dadurch um so leichter fangen, als jede Arbeit ihr von ihrer Mutter angedeutet war, und sie ihre Mutter anbetete. Auf diese Weise waren die Morgenstunden dem Lesen, dem Schreiben und dem Zeichnen, der Nachmittag der Muß und dem Spaziergehen gewidmet. Diese verschiedenen Uebungen des Geistes und des Körpers waren durch drei Mahlzeiten unterbrochen, wonach der Salon des Erdgeschosses für eine mehr oder minder lange Zeit ein Zusammenkunftsort wurde.

Auf diese Weise verging der Winter. Das von der Baronin angeordnete häusliche Leben der kleinen Familie war nicht ein einziges Mal gestört worden. Die Marquise allein warf von Zeit zu Zeit ein wenig Verwirrung in die Verwendung der Zeit; aber durch den beharrlichen und festen Willen der Baronin nahm Alles fast sogleich wieder seinen gewohnten Gang an.

Inzwischen langten die Nachrichten aus Frankreich immer trauriger für die armen Emigrirten an. Ein viel schrecklicherer Tag, als alle vergangenen Tage, ein Tag, vor dem der 10. August und der 2. September erloschen, war nicht allein für Frankreich, sondern auch für ganz Europa herangebrochen: dieser Tag war der 21. Januar.

Der Schlag war schrecklich für die arme verlassene Familie. Der Tod des Königs weisagte den der Königin. Außerdem war dadurch das letzte Band zwischen der Revolution und dem Königthume, und vielleicht selbst zwischen Frankreich und der Monarchie, gebrochen. Die Marquise wollte an diese blutige Nachricht nicht glauben, aber dem war nicht so bei der Baronin: sie hatte die Zukunft immer von der finsternen Seite gesehen, weil sie dieselbe durch ihre Trauer sah. Das Unglück gewöhnt an das Unglück; sie glaubte an Alles, inzwischen glaubte sie nur an die Wahrheit.

Als sie ihre Mutter weinen sah, wie sie dieselbe vor sechs Monaten hatte weinen sehen, fragte die kleine Cäcilie:

— Hat Papa etwa geschrieben, daß er nicht mehr wiederkommen wird?

Indessen, die neuen Thränen abgerechnet, welche sie ihr kosteten, änderten die in Frankreich vorgehenden schrecklichen Ereignisse nichts in dem gewöhnlichen Leben der Baronin. Die kleine Cäcilie wuchs sichtlich, und gleich den Blumen des Gartens schien sie bereit, mit dem Frühlinge aufzublühen.

Die ersten Tage des Frühlings waren nämlich wiedergekehrt, und Alles um das kleine Haus herum hatte wieder ein festliches Ansehen angenommen: Der Garten blüdete auf, die Rosenbecken bedeckten sich mit Laub und beluden sich mit Knospen, die spanischen Hollunderbäume begannen ihre Purpurtrauben zu zeigen, und die Acacien schüttelten ihre duftigen Büsche in dem Winde; der Bach, den das Wintereis in seinem unterirdischen Laufe eingelerkelt hatte, erschien wieder noch ganz fröhlich; kurz, es gab nichts bis auf das Haus, das nicht mit seinen Schlingpflanzen wieder ein Ansehen von Leben, Jugend und Freude angenommen hätte, das ihm der Winter geraubt.

Das war auch für die kleine Cäcilie eine Zeit der Bönne. Während des ganzen Winters, dieses traurigen, kalten und regnerischen Winters von London, hatte sie ihre Mutter mit der

größten Sorgfalt eingeschlossen gehalten, und das an das Leben von Paris gewöhnte Kind hatte keinen großen Unterschied zwischen diesem Winter und dem vorhergehenden gesehen, den es übrigens vielleicht bereits vergessen hatte; als sie aber den Frühling, diesen in Paris unbekanntem Gast, kommen sah, den sie in gewisser Art mit der Hand greifen konnte, als sie Alles geboren werden, sich beleben, blühen sah, da war ihre Freude groß, und alle Zeit, die sie nicht ihren kleinen kindlichen Studien widmete, brachte sie in ihrem Garten zu.

Ihre Mutter ließ sie gewähren, sie zeigte ihr den nach und nach seinen Nebelschleier erheiternden Himmel, und wenn ein Sonnenstrahl durch irgend eine Wolkenspalte glitt, die das dunkle Blau des Firmamentes sehen ließ, so sagte sie zu der kleinen Cäcilie, daß dieser Sonnenstrahl der sich auf die Erde heftende Blick Gottes sei, und daß dieser göttliche Blick die Welt blühen ließe.

Was die Marquise anbelangt, so gab es für sie weder Frühling noch Winter. Sie stand immer nur halb zwölf Uhr auf, trank ihre Chokolade in ihrem Bette, kleidete sich an, ließ sich frisiren und pudern, legte ihre Schönplästerchen auf, und las zum zwanzigsten Male Marmontels Erzählungen und die Romane Crébillons des Sohnes wieder durch, deren Schönheiten sie mit Mademoiselle Aspasia, ihrer Kammerjungfer, auslegte.

Die Baronin betete für ihren Gatten und für den König, die todt waren, für die Königin und für den Dauphin, die dem Tode entgegen gingen.

Dann hörte man von Zeit zu Zeit sagen, daß die republikanischen Heere einige große Siege davongetragen hätten, und die Namen von Fleurus und von Balmu erklangen bis in die Stille des kleinen Landhauses.

## 8.

Während die verbannte Familie sich, fern von Aller Blicken, in einem kleinen Winkel Englands niederließ, trugen sich in dem übrigen Europa außerordentliche Ereignisse zu.

Der Tod des Königs und der Königin hatte seine Früchte getragen; ihre Mörder hatten sich, gleich den aus den Zähnen des Drachen des Kadmus entsprungenen Kriegern des Alterthums, unter sich selbst zerstört. Der Convent hatte die Girondisten geschächtet, dann hatten die Guillotineurs ihrer Seite die Septembriseurs verschlungen, dann war endlich der neunte Thermidor herbeigekommen, und das noch ganz durch die revolutionairen Stöße erschütterte Frankreich ruhete einen Augenblick lang aus.

Als sich die Schreckenszeit erklärt, hatte Louis Duval, der, wie wir gesehen, im Grunde des Herzens Royalist geblieben war, nicht den Muth gehabt, in Frankreich zu bleiben; den Theil seines Vermögens, den er noch nicht die Zeit gehabt hatte, zu Geld zu machen, opfernd, war er demnach nach England gereiset und eines Tages zur großen Freude seiner Frau in London angekommen. Da aber die Frau Herzogin von Lorges in London keines Intendanten mehr bedurfte, indem sie keine fünf Mal hundert tausend Franken Einkünfte mehr zu verwalten hatte, da auf der anderen Seite Herr Duval noch zu jung war, um unthätig zu bleiben, und nicht reich genug, um ohne Einkommen zu leben, so war er als Kassirer in ein Banquierhaus eingetreten, wo die vierzig bis fünfzig tausend Franken, die er besaß, ihm als Bürgschaft dienten. Bald wurde seine Rechlichkeit so sehr anerkannt, und seine Fähigkeiten so sehr geschätzt, daß ihm der Banquier einen kleinen Antheil in seinem Hause gab. Ueber dieses verließ die Gräfin von Artois England, indem sie die Herzogin von Lorges mit sich nahm; Madame Duval verlangte bei ihrem Gatten zu bleiben, was ihr um so leichter bewilligt wurde, als die sich verlängernde Verbannung die Emigrirten Ersparnisse eintreten zu lassen nöthigte. Die gute Familie blieb demnach ganz in London, während die Herzogin von Lorges nach Deutschland abreiste.



Während dieser Zeit hatte derselbe Zustand der Dinge, welcher auf die bürgerlichen Familien gewirkt hatte, auf die adeligen Familien zurückgewirkt. Gegen die Erwartung der Marquise waren die Verbündeten über die Gränze zurückgetrieben worden, und weit davon entfernt, daß die Emigrirten Hülfsmittel aus Frankreich hätten beziehen können, waren ihre Güter confiscirt und Eigenthum der Nation geworden. Die erste Sache nun, woran die Baronin gedacht hatte, war, dem armen Peter Durand die zwei Jahre Pachtgeld zurück zu erstatten, die er ihr im Augenblicke ihrer Abreise vorgeschossen hatt: die zehn tausend Franken waren demnach dem rechtlichen Pächter mit einem Briefe zurückgegeben worden, in welchem die Baronin, ihm dabei immerhin dankend, ihm versicherte, daß durch die Hülfquellen die sie sich im Auslande zu verschaffen gewußt hätte, es ihr nicht allein an nichts mangelte, sondern daß sie auch noch im Ueberflusse lebe. Die Baronin hatte mit Recht gedacht, daß es zum mindesten dieser Versicherung bedürfe, um den waderen Mann zu bestimmen, eine Summe zurückzunehmen, die er mit so viel Hartgefühl und Aufopferung angeboten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

### Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)

23tes Kapitel.

#### Die Eigenwärme des menschlichen Körpers.

Der menschliche Körper erzeugt in seinem Innern, so lange er lebt, fortwährend eine Wärme (d. i. die Eigenwärme oder thierische Wärme) von etwa 28–30° R. oder 95–99½° F. oder 35–37½° C. \*), und zwar deshalb, um die zum Leben unentbehrlichen Prozesse, besonders den Stoffwechsel im gehörigen Gange zu erhalten, da dies nur bei Wärme möglich ist. Die hauptsächlichste Quelle dieser Wärme ist, wenn auch der Körper durchaus nicht mit einem Ofen verglichen werden kann, doch wie in diesem ein Verbrennungsprozess, der ebenfalls zu seinem Zustandekommen des Feuerungsmaterials und des Sauerstoffes bedürftig ist. Wie bei der Verbrennung im Ofen, so auch im Körper, wandelt sich durch das Verbrennen das Feuerungsmaterial in verschiedene theils luftförmige, theils wässerige und feste Stoffe um, die dann noch zu bestimmten Zwecken weiter verwendet werden. — Es wechselt übrigens der Grad dieser Eigenwärme, aber nur um ein Weniges, an verschiedenen Stellen des Körpers (innere Theile sind wärmer als die äußern), nach Tageszeit, Alter, Blutgehalt des ganzen Körpers und einzelner Organe, Ernährungsweise, Gesundheits- und Krankheitszustand; jedenfalls richtet sich derselbe auch nach der Beschaffenheit der Stoffe, welche innerhalb des Körpers gerade vorzugsweise verbrannt werden (wie das Brennen harten Holzes auch mehr Wärme als das von weichem Holze verbreitet). Am meisten steigt die eigene Wärme des Körpers bei fieberhaften Zuständen, wo sie bis zu + 35° R. oder + 40–44° C. gesunden wurde und hier wahrlich die Schuld an den unangenehmen Fieberempfindungen (Eingenommenheit des Kopfes, Kopfschmerz, Schwindel, Gefühl von Anspannung, Durst)

\*) An jedem Thermometer (Temperatur- oder Wärmemesser) müssen zuvörderst zwei feste Punkte genau angegeben seyn, von denen der eine die Temperatur des schmelzenden Eises bezeichnet und der Eis- oder Gefrierpunkt heißt, während der andere die Temperatur des siedenden Wassers anzeigt und der Siede- oder Kochpunkt genannt wird. Der Raum zwischen diesen beiden Punkten (der Fundamentalabstand) ist nun von Celsius, Réaumur und Fahrenheit in eine verschiedene Anzahl gleicher Theile (Grade) abgetheilt worden. Die Abtheilung (Scala) von Celsius, auch die Centesimal- oder hunderttheilige Scala genannt, enthält zwischen dem Eis- und Kochpunkte, von denen der erstere mit 0 bezeichnet ist, 100 Grade, so daß dem Siedepunkte der hundertste Grad (+ 100°) entspricht. Die Grade über dem Eispunkte nennt man Wärmegrade und bezeichnet sie mit +, die unter diesem Punkte heißen Kältegrade und man setzt — davor, ihr Zeichen ist C. Die Réaumur'sche Scala enthält zwischen dem ebenfalls mit 0 bezeichneten Eis- und dem Siedepunkte nur 80 gleiche Grad, ihr Zeichen ist R. Bei der Fahrenheit'schen Scala sind vom Gefrier- bis zum Siedepunkte 180 Grade angenommen und der 0 Punkt steht um 32° tiefer als der Gefrierpunkt, so daß dieser also mit + 32, der Siedepunkt mit 212° bezeichnet ist; das Zeichen dieser Scala ist F. — In Deutschland und Frankreich bedient man sich bei wissenschaftlichen Untersuchungen der Celsius'schen Scala, in England der Fahrenheit'schen.

trägt. — Stammt nun die Eigenwärme vorzugsweise von Verbrennungsprozessen, so fragt es sich: Was wird verbrannt? wo wird Etwas verbrannt? und was wird aus und mit dem Verbrannten?

Daß auch in unserm Körper zum Verbrennen von Stoffen der Sauerstoff ganz unentbehrlich ist, zeigt der Athmungsprozess, durch dessen Hülfe fortwährend Sauerstoff aus der eingeathmeten atmosphärischen Luft dem Blute zugeführt wird. Ebenso muß auch dem Feuer im Ofen die gehörige Menge Luft (Sauerstoff) zugeführt werden, wenn es ordentlich brennen und Wärme entwickeln soll. So wie nun der Ofen den gehörigen Zug braucht, soll in ihm das Verbrennen des Feuerungsmaterials vollständig vor sich gehen, so scheint auch innerhalb unseres Körpers nach der Menge des Sauerstoffes im Verhältnisse zum Verbrennungsmateriale der Grad der Verbrennung verschieden zu seyn. Es wäre nicht unmöglich, daß sich bei einer unvollständigen Verbrennung im menschlichen Körper, die in einem Mißverhältnisse zwischen Sauerstoff und Verbrennungsmaterial, vielleicht entweder in einer zu geringen Menge von Sauerstoff oder in einer zu großen Menge von Verbrennungsmaterial, ihren Grund haben könnte, — solche Verbrennungsprodukte bilden, welche durch ihre Anhäufung im Blute Krankheiten zu erzeugen im Stande wären. So bildet sich z. B. beim unvollständigen Verbrennen von Kohlen im Ofen das sehr schädliche Kohlenoxydgas, während das vollständige Verbrennen derselben Kohlen säure erzeugt. Aehnliches scheint auch im menschlichen Körper vorkommen zu können, wenn sich z. B. durch unvollständiges Verbrennen von gewissen alten abgestorbenen Gewebsbestandtheilen anstatt des Harnstoffs die Harnsäure bildet, welche den Grund zur Gicht legt. Vielleicht könnte alles Verbrennungsmaterial in unserm Körper unter gewissen Bedingungen falsch verbrannt werden, so daß sich alsdann, wenn wir den Vergleich mit dem Ofen fest halten wollen, Rauch, Aße, Ruß von schädlicher Beschaffenheit erzeugte.

(Fortsetzung folgt.)

### Auswahl der für hiesige Gegend geeigneten Kernobstsorten und kurze Beschreibung derselben.

Von G. Heid.

A. Aepfel.

8. Königlicher rother Kurzstiel, eine GoldReinette. Mittelgroßer, haltbarer, schöner und vortrefflicher WinterTafelapfel, der besonders für die Küche wahrhaft köstlich ist. In seiner Form ist er stark plattaussehend, oft fast löseförmig. Der sehr kurze Stiel steht in einer schönen, tiefen, trichterförmigen Höhle. Die feinrauh anzufühlende Schale wird in der Reife goldgelb. Befonnene Früchte sind auf der Sonnenseite und um die ganze Stielwölbung herum mit einem schönen, dunkeln Carminroth verwaschen, in welchem man aber bei einem etwas helleren Roth deutlich etwas Streifenartiges, oder selbst einige wahre Streifen bemerkt. Das Fleisch ist gelblichweiß, sehr fein, weich, locker, saftvoll und von einem erhabenen, zuckerartigen Weingeschmack. Die Frucht zeitigt im November und Dezember, hält sich den Winter hindurch, weilt aber gegen das Frühjahr hin, zumal wenn sie zu früh vom Baume gebrochen wird. Der Baum ist äußerst fruchtbar und dauerhaft, wächst sehr lebhaft, wird aber nur mittelmäßig groß. Seine Aeste gehen schön in die Luft, und bilden eine kegelförmige, stark und düster belaubte Krone. Da der Trieb und die Blüthe ungemein spät erscheinen, so ist diese Sorte für unsere Gegend wieder besonders schätzbar.

(Fortf. folgt.)

### Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I.

(Fortsetzung.)

+ Der Mordversuch des Unteroffiziers Cantillon gegen den Herzog von Wellington. Folgendermaßen erzählt der Capitän Brialmont in seiner bemerkenswerthen „Geschichte des Herzogs von Wellington“ (Bd. 3, S. 7) die Geschichte Cantillon's, welche seit einiger Zeit wieder angeregt wurde: „Während seines Aufenthalts zu Paris war der Herzog von Wellington zweimal Mordversuchen ausgesetzt. Im Juni 1816 empfing der Herzog eines Tages eine große Anzahl ausgezeichnete Persönlichkeiten im Elysee Bourbon. Während des Dinners bemerkte einer der Bedienten der Gäste einen aus dem Keller hervorstömenden Rauch. Als man die Sache näher untersuchte, fand man eine brennende Lunte neben einem gefüllten Pulvertönnchen und mehrere Fässer Del. — Der zweite Mordversuch fand am 11. Februar 1818 statt. Ein ehemaliger Unteroffizier, Namens Cantillon, feuerte eine Pistole auf den Herzog ab, als derselbe in seinem Wagen in sein Hotel zurückkehrte. Der Schuß ging fehl und der Meuchelmörder entfloh. Einige Zeit nachher gelang es indeß doch, des Missethätters habhaft zu werden; aber vor Gericht gestellt, wurde er, trotz der niederdrückendsten Beweise, freigesprochen. Eben dieses Mordversuchs willen sah sich Napoleon der Erste veranlaßt, dem Cantillon cobicilliarisch ein Vermächtniß von 10,000 Fr. zu machen. Nie war



vielleicht die kaiserliche Majestät des Gefangenen von St. Helena tiefer gefallen, als bei dieser Gelegenheit. Was hatte denn der Herzog von Wellington gegen Napoleon verbrochen, daß dieser ein solches Verbrechen belohnen zu müssen glaubte? Er hatte ihn loyal bekämpft und Blücher sogar nach dem Sieg daran verhindert, den Tod des Herzogs von Engbien aufs unerbittlichste zu rächen. Der Kaiser ignorierte wahrscheinlich diesen Umstand, und glaubte ohne Zweifel den Herzog von Wellington für die Leiden verantwortlich machen zu können, die er auf St. Helena zu ertragen hatte. Napoleon der Erste bleibt indeß nicht minder strafbar, selbst wenn jene doppelte Voraussetzung begründet wäre. Er, den das Schicksal so großartig und majestätisch hinabgeschmettert, den Mordmord belohnen. Die Gerechtigkeit entspreche weder der Vernunft, noch der Moral, wenn eine solche Handlung entschuldigt werden könnte.

**Sparsamkeit.**

In seinem inneren Haushalte hielt Napoleon sehr auf Sparsamkeit. Davon hier mehrere Beispiele. Eines Tages frühstückte der Kaiser mit der Kaiserin Marie Luise. Bei dieser Gelegenheit fragte er eine der anwesenden Hofdamen: „Wieviel kostet wohl diese Pastete?“ — „Für Ew. Majestät zwölf Francs, für einen pariser Bürger aber nur sechs.“ — „Das heißt, ich werde bestohlen.“ — „Nein, Sire, aber es ist nicht anders; ein Fürst muß Alles theurer bezahlen, als seine Unterthanen.“ — Lebhaft erwiderte der Kaiser: „Das leuchtet mir gerade nicht ein; ich werde von nun an schärfer darauf achten.“ — Und in der That sah er von nun an die Haushaltsrechnungen genau nach.

Einst fuhr Napoleon nach Campiegne. Da nach seiner Meinung das Fahren zu langsam ging, so öffnete er das Wagenfenster und rief den Vorreitern zu: „Schneller! Schneller!“ — Der Oberstallmeister Caulincourt, der in einem Wagen voranfuhr, hörte diesen Ruf des Kaisers, und befahl nun seinerseits den Vorreitern: „Fahrt nicht schneller oder ich jage Euch Alle weg!“ Und dieser Befehl ward pünktlich befolgt. — Nach der Ankunft in Campiegne machte Napoleon seinem Oberstallmeister die bittersten Vorwürfe über das langsame Fahren. Mit der größten Ruhe aber erwiderte Caulincourt: „Sire! wenn Sie mir mehr Geld für Ihre Ställe geben wollen, so kann es mir allerdings gleich seyn, wie viel Pferde fallen.“ — Mehr Geld! dieser Grund schien Napoleon einleuchtend; er fing schnell ein anderes Gespräch an.

Der Ausgabebetrag seines Hofstaates mußte jährlich durch einen Stat festgestellt werden. Ganz genau untersuchte er jeden einzelnen Punkt, und ermäßigte da, wo er es den Umständen angemessen fand. War dies geschehen und also die Hauptsumme bestimmt, dann zog er noch 30 bis 40,000 Francs vom Ganzen ab, und verlangte, daß das festgesetzte ausreichen müsse. Vergebens machten die Großbeamten der Krone Vorstellungen dagegen; es blieb regelmäßig bei der Bestimmung, und man kam recht gut aus. (Fortsetz. folgt.)

**So verschafft man sich Reisegeld.**

Eine junge Engländerin wünschte mit heisser Sehnsucht Paris und dann das Lager von Chalons zu sehen. Da aber stellte sich ihr ein kleines Hinderniß entgegen, es fehlte ihr — Geld. Sie sann darüber nach, wie sich wohl solch ein Summchen auf seine Art zusammenbringen ließe, und siehe da, ihr Sinnen war nicht vergeblich. Sie machte in einer Londoner Zeitung bekannt, daß sie einen Gemahl suche, wobei die Bemerkung einfiel, sie sei so eben volljährig geworden, sei unumschränkte Erbin und wolle ihr Vermögen mit dem Manne theilen, den sie ihrer Neigung für würdig erachten würde. Briefe mit Einschluß eines Penny sollten an die Gemahlin eines gewissen Photographen in Namsgate adressirt werden, welche sich der nöthigen Correspondenz zu unterziehen das Versprechen gegeben. Dieser Vorschlag war zu verlockend, um nicht Bewerber heran zu ziehen. In der Zeit von drei Wochen langten nicht mehr als 2480 Zuschriften an, und da jeder Brief einen Penny, ja, so mancher noch mehr enthielt, so machte die junge Dame eine so reichliche Ernte, daß sie mit dem Ertrage nicht nur Paris und das Lager von Chalons sehen konnte, sondern es blieb auch noch Etwas für einen schönen Winterhut übrig.

**Sprüchewörter.**

- + Besser nichts geben, als geraubtes Almosen.
- + Alter Mann und jung Weib, besser als alt Weib und junger Mann.
- + Der Ambos ist des Larms gewohnt.
- + Ameisen haben auch Galle.

**Goldföner.**

Wie der Sturm auf Meereshellen

Mit dem schwachen Rabne spielt,  
Spielt Begierde mit Gedanken.  
Glück und Ruhe sind verschwunden,  
Denn nur der, o Mensch, ist glücklich,  
Dem zuließe die Gefühle,  
Wie ins stille Meer die Ströme.

In diesem boblen Nietenleben, wo unsere Wünsche und Zweide nur Stufen und keine Gipfel finden, werden wir allein von der Liebe, wie von einer zweiten Welt, erfüllt, und mitten im Todtenhaufe der Vergänglichkeit fühlt doch ein Herz, das glücklich liebt, nichts als Unsterblichkeit.

Edele Liebe reinigt, wie die Tragödie, die Leidenschaften eines Menschen, indem sie solche anregt.

**Aritätenkästlein.**

In einem Kaffeehause führten aus Anlaß der freien Schifffahrt auf der Donau zwei ältere Herren ein anziehendes politisches Gespräch, welchem mehrere der Anwesenden mit gespanntem Interesse zuhörten. Ein junger Elegant aber spazierte mit einer noblen Frechheit mehrere Male zwischen den beiden Herren hindurch, welche so weit auseinander saßen, daß dieses sich allenfalls thun ließ. Die Zuhörer bemerkten murrend seine Ungezogenheit, nur die beiden Herrn schienen es nicht zu sehen. „Ja, ja, wie ich Ihnen sage, Herr Doktor,“ fuhr der eine von ihnen fort, „wo Sie sitzen, liegt Belgrad, wo ich sitze, liegt Semlin und mitten durch läuft die Sau (Save).“ Ein allgemeines Gelächter erscholl und der Raseweis wiederholte seine Promenade nicht mehr.

Auf einem Maskenball in Wien näherte sich eine Apollomäde dreien Wiener Schönen, die Arm in Arm im Saal auf und ab gingen. Auf die Frage der Mäde: „darf sich Apoll an die Grazien anschließen?“ folgte die Antwort: „Es kann wohl seyn, daß der Herr a Pol is, aber wir, wir sind keine Grazerinnen.“

Jaad ist eine Beschäftigung der meisten Menschen, obgleich viele selbst nichts davon wissen, oder gestehen wollen. — Der Jäger jagt nach Wildpret — der große Mann nach Titel und Würden — der Alterthumsforscher nach römischen Scherben, Lampen und Schußfledern — der Kunsttrichter nach Fehlern — der Stutzer nach Mädchen — die Mädchen nach Männern — der Gelehrte, leider! nach Brod und Unterstützung.

Amerikanischer Puff. Ein Barbier, heißt es, der einzige in der Stadt, gebraucht zum Einseifen Guan o Wasser. Die treibende Kraft dieses Düngemittels ist bekannt. Kaum ist der Bart abgenommen, kaum ist der Barbier um die Ecke, so fühlt der Barbier schon die frisch gewachsenen Stacheln. Es hilft Nichts, er muß sich noch einmal scheeren lassen.

Einem Professor der Astronomie, welcher mit der Berechnung der Bahn eines Kometen beschäftigt war, wurde ein Student gemeldet. Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, rief er: „Kann in dreihundert Jahren wieder kommen!“

Merkwürdige Erscheinung. Professor. „Sehen Sie, meine Herren, es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß die Gistmischerinnen des Alterthums größtentheils Weiber waren!“

**Logogryph.**

Hast eine Braut Dir auserlesen,  
Sie ist sehr schön, ich leugn' es nicht,  
Doch fehlt in ihrem Thun und Wesen  
Dasjen'ge, was mein Wort auspricht.  
Sie gleicht fast der Wintersonne,  
Sie leuchtet, doch erwärmet nicht;  
Sonst glühe sie ganz der Madonne  
Von Raphael, von Angesicht.  
Vertauschest du das zweite Zeichen,  
Mit einem andern, lieber Freund,  
Wirst Du ihr dann die Hand noch reichen,  
Wenn sie damit vor Dir erscheint?  
Denn bald verschwunden ist der Schimmer,  
Den ihr der äuß're Glanz verleibt;  
Der Glanz des Goldes dauert immer,  
Das Wort scheucht die Gemüthlichkeit.

Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungsblattes, erlassen wir den broschürten Jahrgängen zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.